

Dichter und Lenker

Eine Ideengeschichte Afrikas nach 1960

«Ein Präsident, der Vorsitzender einer Einheitspartei ist und Vater einer Nation, hat sehr viele politische Gegner und sehr wenige wirkliche Freunde. Die politischen Gegner sind Feinde. Was sie betrifft, ist alles einfach und klar. Es sind Leute, die die höchste Macht anstreben – es kann aber nicht zwei Flusspferdbullen im gleichen Revier geben. Man lässt ihnen die Behandlung zukommen, die sie verdienen. Man foltert sie, verbannt sie oder bringt sie um. Aber wie sich verhalten gegenüber den wahren Freunden oder den nahen Verwandten? Wie sie behandeln? Oder genauer: wie die wahren von den falschen unterscheiden? Es ist weltweit bekannt, dass man nur von einem Freund oder Verwandten verraten werden kann. Man muss den Verrat voraussehen und den falschen Freund, den neidischen Verwandten, den Verräter entlarven, bevor er sein Gift verspritzt. Dies ist eine Vorgehensweise, die so viel Fingerspitzengefühl erfordert, wie den After einer Hyäne auszubutzen.» Ahmadou Kourouma (1998)¹

Dieser Auszug aus einem großartigen afrikanischen Roman liefert einen guten Hintergrund für die Betrachtung der afrikanischen Unabhängigkeit. Ahmadou Kourouma ist 2003 gestorben; ein schwerer Verlust. Sein Land, die Elfenbeinküste, erlebt eine nie dagewesene Identitätskrise, ausgelöst durch einen hemmungslosen Kampf um die Macht, dessen Protagonisten direkt der surrealistischen Prosa Kouroumas entsprungen zu sein scheinen. Kourouma war kein besonders produktiver Schriftsteller – er hat nur wenige Romane geschrieben –, doch sein Engagement hat Spuren hinterlassen. Die Bedeutung dessen, was er sagt, hat zu tun mit der Grausamkeit, mit der in Afrika um die Macht gekämpft wird und damit, wie der Mythos vom edlen Wilden durch den einer idyllischen afrikanischen Solidarität ersetzt wurde. Im Namen dieser Solidarität wurden die Intellektuellen nicht selten in ihren Gedanken beschnitten oder in den Hintergrund gedrängt. Diejenigen, die in höhere Einflussphären oder gar in die Nähe der Macht gelangten, stellten schnell fest, dass sie sich dort nur unter Aufgabe

1 Kourouma, Ahmadou: *Die Nächte des großen Jägers*. Übers. von Cornelia Panzacchi. Zürich 2002, S. 196. Originaltitel: *En attendant le vote des bêtes sauvages*, Paris 1998.

kritischer oder aufklärerischer Positionen halten konnten. Und diese traurige Realität prägt schließlich das Bild der Macht im Afrika nach der Unabhängigkeit.

Die Tragödie des afrikanischen Denkens habe mit einem Mangel an Ideologie zu tun, sagte Amílcar Cabral (1924–1973), der bedeutende Theoretiker und zugleich Praktiker dessen, was manche als Revolution, andere aber vorsichtiger als gesellschaftliche Veränderungen bezeichnen würden. Damit meinte er nicht jene Debatten um das Ende der Ideologie, die erst nach seiner Zeit aufkamen, sondern die freiwillige, politisch motivierte Zurückhaltung, die Ablehnung des Mimetischen, der bloßen Nachahmung, welche für das Afrika nach der Unabhängigkeit charakteristisch ist. Und der Kern dieser Haltung ist die fortbestehende Vorstellung und Begrifflichkeit, wonach nämlich die Afrikaner anderen unterlegen seien.

Hegel synthetisierte auf philosophischer Ebene das in der westlichen Wahrnehmung verankerte Afrika-Bild von einer dem Schicksal Kains folgenden Bevölkerung zweiten Ranges. In der behaupteten Unfähigkeit Afrikas, Geschichte hervorzubringen, verbindet sich die Vorstellung vom Ursprung der Zivilisation aus der Schrift mit der Definition Ägyptens als nicht-afrikanisch oder zumindest nicht-schwarz sowie der des Mittelmeerraumes als Wiege einer ausschließlich von Europäern erleuchteten Welt.

Wir wissen, dass diese Kategorisierungen historisch nicht haltbar und nicht mehr sind als ein Spiegel diverser Versuche, Alterität zu produzieren, sich mithin abzugrenzen. Doch ihre stete Wiederholung verfestigte sie im Laufe der Zeit und führte dazu, dass noch heute bisweilen explizit, meist jedoch unterschwellig, von einer gewissen afrikanischen Unterlegenheit ausgegangen wird. Diese Wahrnehmung der einstigen Kolonisatoren ist inzwischen vollständig auf die Kolonisierten selbst übergegangen und deren Selbstbild ist von Minderwertigkeitskomplexen sowie dem permanenten Rückgriff auf eine traditionelle Geringschätzung von Politik geprägt. Daraus wird eine Distanz gegenüber allem, was von außen kommt, postuliert, was wiederum den Kritikern wenig Handlungsspielraum belässt, es sei denn, sie bedienen sich wie Kourouma, der auf Formen wie Lobpreisung oder Totenwache zurückgreift, eines traditionalistischen Instrumentariums.

Eine andere schwerwiegende Folge ist, dass Afrika als ein einziges homogenes Gebiet der Forschung angesehen und klassifiziert wird, als passe die gesamte gigantische Vielfalt des Kontinents in die winzige Schublade der Vorstellung von Unterlegenheit.

Es überrascht nicht, dass Afrika große Probleme im Umgang mit einer so definierten Modernität hat. Und zwar deswegen, weil Afrika, diesmal tatsächlich in seiner Gesamtheit, von kolonialen Erfahrungen erschüttert wurde, welche weitaus tiefere Spuren hinterlassen haben als nur der Sklavenhandel. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts griffen die Kolonisatoren nur selten in territoriale Kontrolle ein. In der Zeit der direkten Kolonialverwaltung allerdings war dann der Angriff auf existenzielle Strukturen und Lebensverhältnisse der Afrikaner massiv.

Modernität und Nationalismus

Als die afrikanischen Eliten, die man gemeinhin als protonationalistisch bezeichnet, sich zu manifestieren begannen, war ihr Begehren zunächst, als vollwertige Bürger mit vollen Rechten etwa im Sinne der Französischen Revolution anerkannt zu werden. Ihr Bezugspunkt war dabei die Konstruktion einer nationalen Harmonie. Daraus entwickelte sich natürlicherweise eine differenzierte nationalistische Begrifflichkeit, nicht zuletzt, weil der Kampf dieser protonationalistischen Eliten auch im Volk Anklang fand, auch wenn dessen Forderungen mitunter anderen Charakter hatten. Das Ziel der Eliten war es, sich von den Überlegenen, die sie nie als gleichwertig akzeptiert hatten, abzugrenzen. Doch selbst in diesem Versuch, sich als anders zu definieren, blieben die afrikanischen Intellektuellen der vergleichenden Auseinandersetzung mit der von außen an sie herangetragenen Modernität verhaftet. Die nationalistische Dimension unterminierte dabei jedes kritische Potenzial: Wer nicht für die Nation war, war eigentlich ein Verräter.

Die meisten afrikanischen Intellektuellen übernahmen das Prinzip Modernität und versahen es mit einer nach innen gerichteten nationalistischen Zweckmäßigkeit: starker Staat, charismatische Führer, im Weberschen Sinne legitimes und souveränes Recht. Dass dieser Nationalismus keine Nation im eigentlichen Sinne besaß, schien kaum zu stören. Der archetypische Nationalstaat war als Symbol und Referenz für Modernität allgemein akzeptiert, und genau aus diesem Grund kamen die Afrikaner nicht an ihm vorbei. Und damit auch nicht an einem ganzen Kontext von politischen Zusammenhängen und Rechten, die ein modernes Verhalten voraussetzten. Die Anführer der ersten unabhängigen Länder waren recht kreativ in der Umsetzung von Autoritarismus und zentralstaatlichen Prinzipien, mitunter geschah dies auch unter dem Begriff der Afrikanisierung. Eine eigene politische Symbol-Sprache wurde entwickelt, Barrieren wurden errichtet, um nach außen modern, dem eigenen Publikum dagegen authentisch und traditionell zu erscheinen. Heute, 50 Jahre nach der großen Welle der Unabhängigkeit, ist dieser Prozess immer noch sichtbar.

Einer der wichtigsten Parameter des modernen afrikanischen Denkens war der Panafrikanismus, der außerhalb Afrikas (mit Repräsentanten wie W.E.B. Du Bois, George Padmore, Dudley Thomson) entstand und von nationalistischen Strömungen nach Afrika getragen wurde. Er diente vornehmlich als Gegenentwurf zu dem bis dahin dominanten, von Unterwürfigkeit geprägten Erscheinungsbild Afrikas. Zugleich offenbarte er aber von Anfang an auch eine Reihe von Schwächen, deren wichtigste das Konzept des Nationalismus selbst war. Die Grundlage der neuen Staaten widersprach bereits dem erklärten Ziel der Einigung des Kontinents: Denn diese hatten sich mit der Gründung der Organisation für Afrikanische Einheit (OAU) 1963 verpflichtet, die aus der Kolonialzeit übernommenen Grenzen nicht anzutasten. Trotzdem fand die panafrikanische Ideologie Anklang, da sie einen Gegenentwurf darstellte und Afrika in den Zusammenhang eines nationalistisch geprägten und doch kontinental ausgerichteten Wider-

stands stellte. Dergestalt präsentierte sich das moderne Afrika der übrigen Welt: ideologisch schwach, aber mit einem pragmatischen Ziel.

Die großen Protagonisten des Nationalismus stammten aus dem nördlichen Afrika – Habib Bourguiba aus Tunesien, Gamal Abdel Nasser aus Ägypten und Mohammed V. aus Marokko –, während die eher kämpferischen Panafrikanisten sich weiter im Süden befanden – Haile Selassie in Äthiopien, Jomo Kenyatta in Kenia, Kenneth Kaunda in Zambia, Ahmed Sékou Touré in Guinea, Modibo Keita in Mali, Julius Nyerere in Tansania und, als herausragendster Vertreter, Kwame Nkrumah in Ghana.

Auch die nationalen Befreiungskämpfe, als die die Kämpfe der Unabhängigkeitsbewegungen allgemein bezeichnet wurden, nahmen einen wichtigen Raum im Denken der afrikanischen Intellektuellen ein. Sie beeinflussten ihr Denken und gaben den internationalen Forderungen des Kontinents eine klare Stoßrichtung. Erst die Befreiung Südafrikas vom Apartheidregime beendete diesen jahrzehntelang dominierenden Fokus. Und paradoxerweise schufen die Kämpfe auch eine Brücke zwischen den nationalistischen und den panafrikanischen Prinzipien. Die Kämpfe in Algerien, in den portugiesischen Kolonien und später in Rhodesien und Südafrika waren der Bezugspunkt für die internationalen Beziehungen des Kontinents und bestimmten diese für viele Jahre.

Als sich vor 30 Jahren der Council for the Development of Social Science Research in Africa (CODESRIA) gründete, befand man sich auf dem Höhepunkt der Dependenztheorie, deren afrikanischer Exponent Samir Amin war, damals Leiter eines der UNO-Wirtschaftskommission angegliederten Wirtschaftsforschungsinstituts in Dakar. Die Vision, dass Entwicklung nicht linear verlaufe und es unterschiedliche Wege zu einer gerechteren Verteilung des Reichtums gebe, der sich bislang dem pervertierten Verhältnis von Peripherie und Zentrum entsprechend verteile, war attraktiv. Man hielt das globale System weder für gerecht noch auf Gleichheit ausgerichtet; man war der Überzeugung, dass, solange es nicht in Frage gestellt würde, es keinerlei Aussicht auf Wachstum in den sich entwickelnden Ländern geben könne.

Schnell übernahmen unabhängig gewordene afrikanische Länder eine führende Rolle im Streben nach einer neuen Weltordnung. Angeführt von Algerien und später Tansania gewannen die Afrikaner an Boden und schufen mit wachsender Begeisterung eine neue Form von Solidarität – zunächst auf afro-asiatischer und später auf trikontinentaler Ebene. Die großen Bewegungen für die Interessen der Entwicklungsländer – Blockfreie, Gruppe 77 und einige kleinere wie die Organisation für die Solidarität mit den Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas (OSPAAAL) – entstanden in dieser Zeit vor etwa 40 Jahren.

Widersprüchlich war die politische Vision der afrikanischen Intellektuellen in Bezug auf Demokratie. Als in Daressalam die African Association of Political Sciences (AAPS) gegründet wurde, aus deren Führungsebene verschiedene politische Kader hervorgingen, setzte man auf den Begriff der Klasse. Der marxistische Einfluss war stark, aber kreativ. Es ging nicht darum, die damals herrschenden marxistischen Dogmen zu übernehmen, sondern um den Versuch,

die Prinzipien der Klassenanalyse auf afrikanische Verhältnisse zu übertragen. In Zeiten des Kalten Krieges war es nur natürlich, dass die Debatten von außen beeinflusst wurden, sowohl im Sinne als auch in Abgrenzung zu einer gewissermaßen marxistischen Analyse, welche selbst die stärksten Bastionen der kapitalistischen Gangart, wie etwa die Elfenbeinküste unter Houphouët-Boigny, nicht verschonte.

Sowohl in Daressalam als auch in Dakar herrschte ein kosmopolitisches Ambiente mit Intellektuellen aus vielen Ländern, deren geistige Anführer die Präsidenten Nyerere und Senghor waren. Ideen wie die von Frantz Fanon, Amílcar Cabral und anderen nationalistischen Denkern fielen auf fruchtbaren Boden. Die Beiträge einer neuen Generation afrikanischer Historiker wie Joseph Ki-Zerbo oder Cheikh Anta Diop entwarfen ein anderes Afrika-Bild: statt Unterwürfigkeit Authentizität als Überlegenheit der Afrikaner. Es war eine Zeit der Avantgarden, in der die Kämpfe der Afrikaner gegen Apartheid, die Überreste des Kolonialismus und für eine gerechtere Welt positive Schlagzeilen machten. Und in den ersten Jahrzehnten der Unabhängigkeit, den 1960er und 70er Jahren, verzeichneten afrikanische Länder spektakuläre Wachstumsraten, was das positive Bild von einer Umkehr und Neufindung untermauerte.

Aber: Auch wenn afrikanische Denker mit kontinentaler Perspektive über lange Zeit die Diskurse bestimmten, hat sich Afrika nie von seinem Minderwertigkeitskomplex befreit.

Um eine eigene Ethnologie und Anthropologie wurde in Afrika heftig gestritten, und auf dem Gebiet der Geschichtsforschung gab es große Auseinandersetzungen um eine afrikanische Position, die dann mit der Veröffentlichung der umfangreichen, unter der Ägide der UNESCO hauptsächlich von Afrikanern verfassten *General History of Africa* auch nur teilweise erreicht wurde. In der Linguistik war der Kampf um Anerkennung der nationalen Sprachen in den allermeisten Ländern wenig erfolgreich. Bis heute teilen sich die Afrikaner selbst in Arabisch sprechende, Frankophone, Anglophone und Lusophone ein. Die politischen Wissenschaften bezweifelten angesichts einer Vielzahl von Staatsstreichen und Menschenrechtsverletzungen zunächst, dass die Afrikaner die Fähigkeit besäßen, ein modernes Staatsgebilde zu errichten, später stellten sie sogar ihre Demokratiefähigkeit überhaupt in Frage. Auf allen Fronten ist die Marginalisierung des afrikanischen Denkens weiterhin unübersehbar, nicht zuletzt weil vernehmbare kritische Stimmen schon auf dem Kontinent selbst zum Verstummen gebracht wurden.

Kampf um Bürgerrechte

Das Entstehen von Zivilgesellschaften und das Auftreten von organisierten Interessensgruppen (z.B. Jugendliche, Frauen) und Gemeinschaften haben auf dem Gebiet des Rechts die Art des staatlichen Eingreifens verändert und den nationalen Kampf in einen zunehmend fragmentierten Kontext gestellt: Nation ist nicht mehr mit Territorium gleichzusetzen. Gern wird dies als ein Phänomen

der Globalisierung begriffen. Möglicherweise ist es tatsächlich so, dass die Globalisierung identitätsstiftende Kämpfe atomisiert.

Die letzten zwei Jahrzehnte waren in vielen Ländern Afrikas am Kampf um Bürgerrechte oder das Recht auf Teilhabe dominiert. Dieser Druck von unten stellt sämtliche Dogmen afrikanischen Denkens in Frage, zwingt die Intellektuellen zu einem Wechsel der persönlichen Präferenzen und die Politiker zu einem anderen Diskurs über Demokratie. Er schuf Bündnisse zwischen bis dahin völlig unbekannten Aktivisten und Bewegungen von außen, die diese beeinflussten und nicht selten auch finanzierten.

Auf ökonomischem Gebiet führten die Ölkrise von 1973 und 1979 zu einer grundlegenden Veränderung der wirtschaftlichen Ausrichtung Afrikas. Sie verursachten unbezahlbare Schulden sowie das, was eine im Auftrag der Weltbank verfasste Studie von Eliot Berg als strukturelle Probleme der afrikanischen Ökonomien bezeichnete, die ein multinationales Eingreifen mit dem Ziel der strukturellen Anpassung erforderten. Kurios ist, dass diese Diagnose, die seinerzeit nur für das Afrika südlich der Sahara gestellt wurde, sich schnell auf die Entwicklung im Allgemeinen beziehen ließ. Das sich seinerzeit auf einem Höhepunkt befindliche liberale Credo besagte, dass die vorhandenen strukturellen Probleme nur durch weitere Liberalisierung und die Reduzierung staatlichen Eingreifens gelöst werden könnten. Unter den Vorgaben der Weltbank hatten die afrikanischen Ökonomien auch keine andere Wahl, als die neuen Prinzipien strikt und dogmatisch umzusetzen.

Während sich die afrikanischen Staaten in einem drastischen Wirtschaftsabschwung befanden, wurde der Liberalisierungsdruck derart mächtig, dass das Diktat der Makroökonomie sich auf alle Sektoren des öffentlichen Lebens ausweitete: auf Bildung, Gesundheit, Forschung, Infrastruktur und sogar auf die Verwaltung. Angesichts des nur unzureichend ausgeprägten Selbstbewusstseins der afrikanischen Eliten war es schließlich kaum verwunderlich, dass sich all dies wiederum negativ auf die Entwicklung eines eigenen afrikanischen Denkens auswirkte.

Die Globalisierung, die in den 1980er und 90er Jahren ihre goldene Zeit hatte, zeigte in Afrika ihre negativen Begleiterscheinungen: Gescheiterte Demokratisierungen, Polarisierungen sowie strukturelle Anpassungen ohne positive Auswirkung waren die sichtbaren Anzeichen einer zumindest teilweise von außen bestimmten Agenda.

Überwindung der Gräben

Angesichts der dramatischen Situation des afrikanischen Kontinents tendieren viele Analysen zu einer skeptischen Bilanz, was letztlich zum Entstehen eines regelrechten «Afro-Pessimismus» beigetragen hat. Dabei fallen die Positionen zu den Problemfeldern in und außerhalb Afrikas unterschiedlich aus: Léopold Sédar Senghor stand immer für das Konzept der Négritude, Anta Diop vertrat energisch die schwarzen Wurzeln Ägyptens, Ngugi wa Thiong'o setzte sich für eine neue

Wertschätzung afrikanischer Sprachen ein, Ali Mazrui stellte die Trennung von Arabern und Schwarzafrikanern in Frage, Elikia M'Bokolo und Jean Loup Amselle interpretierten afrikanische Ethnizität neu, Archie Mafeje entwarf eine neue Konzeption der Landfrage, Axelle Kabou provozierte mit ihrem Buch, in dem sie strukturelle Gründe für die fehlende Bereitschaft zur Entwicklung anführte, Patrick Chabal beleuchtete den wahren Kern des Widerstands gegen demokratische Prozesse und Handlungsformen, Thandika Mkandawire hat gezeigt, wie äußere Einflüsse auf ökonomische Projekte und die Konstruktion von Staatsapparaten in Afrika wirken.

An Beispielen fehlt es nicht. Doch kaum einer dieser Ansätze hat über die Grenzen Afrikas bzw. den Zirkel der Afrikanisten hinaus Beachtung gefunden. Das ist bedauerlich, denn die Front der Ablehnung hat großen Einfluss in Afrika. Und ein Verständnis des Kontinents ohne diese Überlegungen, in welche Richtung nachzudenken und zu forschen wäre, ist nicht wirklich möglich.

Eine afrikanische intellektuelle Diaspora an europäischen und amerikanischen Universitäten trägt zur Überwindung dieses Grabens bei. Doch das afrikanische Verhältnis zu seiner Diaspora ist immer noch deutlich ambivalent. Man stört sich an dem mythischen Afrika-Bild der frühen Diaspora, welches rückwärtsgewandt und historisch verdreht sei, sowie an der Vermarktung afrikanischer Folklore ohne Bezug auf ihren ursprünglichen kulturellen und spirituellen Gehalt. Die alte Diaspora wiederum verweigert sich einer allzu großen Annäherung an gegenwärtige afrikanische Intellektuelle, in denen sie eine Bedrohung ihrer eigenen Idealisierung des Kontinents sieht.

Die neuere Diaspora könnte hier aus ihrem eigenen Selbstverständnis heraus eine Brückenfunktion einnehmen. Hier sehen viele die Globalisierung als Chance. Zahlreiche in Afrika geborene, aber in der Diaspora lebende Intellektuelle engagieren sich in weltweiten Bewegungen und Netzwerken, was ihr Verständnis der Globalisierung befördert. Ihre Rückkehr nach Afrika geschieht nicht notwendigerweise physisch, sondern zunehmend auch über die Mitwirkung an oftmals virtuellen Netzwerken. All dies trägt dazu bei, die Isolation des afrikanischen Denkens zu überwinden.

Es ist heute möglich, durch internationale Beziehungen den Raum eines spezifisch afrikanischen intellektuellen Diskurses über die Grenzen des Kontinents hinaus zu erweitern. Unter der Beteiligung neuer Netzwerke und einer organisierten Zivilgesellschaft, die neue, transkontinentale Themen (wie etwa Menschenrechte, Umwelt und fairen Handel) aufwirft, wird sich die Situation grundsätzlich verändern. Nicht zufällig ist Afrika in jüngster Zeit Austragungsort einiger globaler Konferenzen zu Themen wie Bevölkerungsentwicklung, AIDS, Handel und Wirtschaftsentwicklung, Rassismus oder Nachhaltigkeit gewesen. Diese internationale Agenda spiegelt natürlich auch den Wunsch wider, der ganze Kontinent möge sich wie das demokratische und moderne neue Südafrika entwickeln.

Auch die Ablösung der Organisation für Afrikanische Einheit (OAU) durch die Afrikanische Union (AU) ist mehr als nur Kosmetik. Sie stellt eine wichtige

Richtungsentscheidung dar: Hinter der AU steht auch die von Südafrika, Nigeria, Algerien und seit kurzem auch von Senegal angeführte New Partnership for Africa's Development (NEPAD). Beide Initiativen, die einhergehen mit Entwicklungen auf dem Gebiet der Friedenssicherung und des Konfliktmanagements, zeigen eine neue Bereitschaft, das eigene Haus selbst in Ordnung zu bringen. Die OAU war auf Protest ausgerichtet, während die AU, bei allen Einschränkungen rhetorischer Natur, nach innen arbeitet: Ihr geht es um die Etablierung demokratischer Werte. Das ist kein leichtes Unterfangen, kann aber im Erfolgsfall ein weiterer Baustein bei den Bemühungen sein, das Unterlegenheitsimage Afrikas zu widerlegen.

Ein drastischer Rückgang des afrikanischen Pro-Kopf-Bruttoinlandsprodukts bis zur Jahrhundertwende hat in Afrika den Staat an sich diskreditiert und zu einer Schwächung der öffentlichen Hand geführt. Das gegenseitige Misstrauen im Umgang mit internationaler Unterstützung erleichtert nicht gerade die Anpassung an neue Gegebenheiten; die zermürbenden IWF-Auflagen sind noch längst nicht überwunden. Der Kampf um Entwicklung ist heute geprägt von der Suche nach einem Platz in der globalisierten Welt, insbesondere durch einen faireren Handel und weniger Ungleichgewicht in den Beziehungen. Bruderkriege haben gezeigt, dass die größten Konflikte Afrikas innerhalb der einzelnen Länder selbst stattfinden und nicht zwischen den Staaten untereinander. All dies spricht dafür, staatliche Souveränität neu zu bewerten, nicht mehr als sakrosanktes Prinzip zu begreifen, sondern als etwas, das neu definiert werden muss.

Der zeitweilige Zusammenschluss regionaler Blöcke hat in dieser Hinsicht einige Hoffnungen geschürt, konnte sich aber bisher nicht durchsetzen. Mit Ausnahme der Südafrikanischen Entwicklungsgemeinschaft (SADC) ist keiner der Blöcke wirklich ökonomisch orientiert; die Währungszone des von Frankreich abhängigen Franc CFA sowie die Südafrikanische Zollunion (SACU) warten noch darauf, als Motoren einer stärkeren regionalen Integration genutzt zu werden. Dafür allerdings müsste der NEPAD seine bisherige Rolle erst aufgeben, was derzeit noch nicht in Sicht ist.

Afrika war lange Zeit mit der Lösung von Konflikten beschäftigt. Deshalb ist es schwer vorstellbar, dass sich die internationalen Beziehungen des Kontinents vollständig von den Rahmenbedingungen der Vergangenheit lösen. Sicherlich wird Afrika in Zukunft weniger panafrikanisch und auch weniger nationalistisch sein. Doch wir befinden uns noch längst nicht in der Phase der Befreiung von den Geistern, die die afrikanischen Eliten so lange umgetrieben haben.

Seit der Jahrtausendwende kann Afrika etwas freier atmen: Die Wirtschaft wächst, es gibt neue Abkommen mit Schwellenländern, insbesondere mit China, das Verhältnis zu Europa ändert sich, neue Kommunikationstechnologien führen zu breiterer Vernetzung, jüngere, urbane und postmoderne Eliten entstehen.

Mussten 50 Jahre vergehen für diesen Optimismus? Die nackte und grausame Realität ist noch immer die, die Kourouma beschreibt. Doch hinter ihr schimmert allmählich ein neues Afrika hervor.